

Zusammenfassung

Es wird eine Familie vorgestellt, in der vor dem familiengeschichtlichen Hintergrund der Vernichtung der Vorfahren im KZ sich ein Muster herausgebildet hat, nach dem die Familie (meist mit allein erziehender Mutter) sich nach außen abschließt, nach innen im gemeinsam benutzten Bett die Familiengrenzen auflöst und nach dem schließlich die Toten durch immer wieder neu hinzukommende Kinder ersetzt werden. Im Zentrum der Beratung, ergänzt durch Supervision von Kindergärtnerinnen, die mit der Stummheit von 2 Kindern aus dieser Familie außerhalb ihres Zuhauses nicht zurechtkommen, steht die Ablösung der Mutter von ihrer eigenen Herkunftsfamilie, als deren konkreter erster Schritt die Auflösung des „Familienbetts“ erfolgt. Im Kommentar zu diesem Fallbericht lenkt der Autor den Blick auf den „ungebrochenen Familiengründungsoptimismus“, der jedoch nicht durch eine konsolidierte Paarbeziehung gestützt ist. Stattdessen überlagert das Erinnern der ermordeten Toten die aktuelle Familiensituation, und die Autorin sowie Kommentator sind sich darin einig, dass die Ablösung von der eigenen Herkunftsfamilie der Schlüssel zur Autonomisierung dieses Familiensystems ist.

Die Vergangenheit ist nicht vergangen

Anna-Margarete Krätschell
Berlin

Der folgende Fallbericht nahm seinen Anfang in einem Supervisionsauftrag. Den Supervisionsprozess werde ich nur kurz skizzieren. Mir geht es hier um das Verstehen eines Phänomens, des „Familienbettes“, dessen Wurzeln 2 Generationen zurückreichen. Es ist immer wieder atemberaubend, über welche Zeiträume hinweg und in welchen Spielarten sich unerlöste Vergangenheit vergegenwärtigt.

Die Leiterin eines evangelischen Kindergartens bat um Supervision für das Team, weil sie alle mit einem Geschwisterpaar – 2 Mädchen im Alter von 4 und 6 Jahren – nicht zurechtkämen. Die Mutter der Kinder, Frau R., sei damit einverstanden, dass eine kirchliche Institution um Unterstützung gebeten würde.

Der erste Supervisionstermin

Zum verabredeten Termin kamen 5 Mitarbeiterinnen und eine Elternvertretung.

Zur Situation: Seit einem halben Jahr sind die Mädchen in dieser Einrichtung. Die Mutter, eine 32-jährige Frau, hat die Kinder im kommunalen Kindergarten abgemeldet, weil sie mit den Erzieherinnen nicht zufrieden war.

Das Problem der Mitarbeiterinnen besteht darin, dass die Mädchen mit niemandem sprechen, weder mit den Erwachsenen noch mit den Kindern. Allerdings können sie mit Zeigen und

unterstützenden Lauten ihre Wünsche zum Ausdruck bringen, die sich v. a. auf vitale Bedürfnisse beschränken. Meist ziehen sich die Schwestern in eine Ecke zurück, wo sie miteinander flüstern, wenn keiner in ihrer Nähe ist. Offenbar können sie wie jedes andere Kind sprechen und Spaß miteinander haben.

Tagsüber kommt es häufig vor, dass sich die Mädchen ungefragt auf den Schoß einer gerade zur Verfügung stehenden Mitarbeiterin kuscheln. Jeder Schoß in dieser Umgebung ist ihnen recht. Das heißt, die Kinder sind an einer nonverbalen, körperbezogenen Kommunikation sehr interessiert, ergreifen aber die Flucht, wenn sie zum Sprechen aufgefordert werden. Sie bevorzugen ein Kleinkindverhalten.

Die Frage, die uns in der Supervision beschäftigte, hieß:

Warum lohnt es sich nicht für die Kinder, erwachsen zu werden?

Oder: Gibt es ein Verbot, erwachsen zu werden?

Frau H., die Elternvertreterin, liefert einige Fakten über Familie R. Sie kennt Frau R. näher, weil ihre Tochter mit der älteren Schwester der beiden Mädchen in eine Klasse geht und sie sich früher oft auf demselben Spielplatz getroffen haben.

Insgesamt gibt es 5 Kinder: einen 13-jährigen Sohn, eine 11-jährige Tochter, einen 9-jährigen Sohn und die beiden kleinen Schwestern.

Alle Kinder haben das gleiche Problem: Sie reden am liebsten überhaupt nicht.

The past is not past

Anna-Margarete Krätschell

Summary

The author presents a family who, against the background of the extermination of their ancestors in a Nazi concentration camp, has developed a pattern according to which these family (mostly with a single mother) isolate themselves from the outer world, whereas they internally disintegrate the family's boundaries in the bed shared by the family members. According to this pattern the dead family members are regularly replaced by newcoming children. Consultation and supervision with child-

care workers who could not get along with two mute children from this family are aimed at dissolving the mother from her own family-of-origin with disintegration of the "family bed" as a first practical step. The comment draws attention the "unshakeable family-founding optimism" which, however, is not backed by a solid couple relationship. Rather the memory of the murdered conceals the present family situation. Both authors agree that the key to the autonomy of this family system is disintegration from the family-of-origin.

Der 9-jährige Sohn musste in den ersten Wochen des 1. Schuljahrs von den Eltern in die Klasse getragen werden, weil er sich mitten auf den Schulhof legte und nicht zu bewegen war, ins Klassenzimmer zu gehen.

Frau H. berichtet noch, dass die 7-köpfige Familie in 2 und 2 halben Zimmer wohnt, wobei die halben Zimmer Wäsche- und Rumpelkammer sind. Real gäbe es nur das Wohnzimmer und das Schlafzimmer. Im Schlafzimmer stehe ein maßgebautes Familienbett für alle, das den ganzen Raum ausfüllt und nur noch für einen Ries fernseher Platz lässt.

Der Vater, ein fleißiger Maurer, kommt meist spät nach Hause, sodass Frau R. die Erziehung der Kinder allein zu verantworten hat.

Und noch eine Tatsache ist wichtig: Seit 3 Monaten hat Frau R. einen neuen Partner, einen herzkranken Mann, der Alkoholprobleme hat. Ihren Mann hat sie aus der Wohnung geworfen und die Scheidung eingereicht.

Was fällt auf? Am meisten das Familienbett. Sieben Menschen – von 40–4 Jahren – teilen sich ein Bett. Dieses Bett ist auch in der Freizeit – Fernsehzeit – bevorzugter Gemeinschaftsraum.

Das Bett, Symbol für einen Riesenuterus, gibt Geborgenheit und Sicher-

heit, macht allerdings die Grenzen nach außen undurchlässig und verpflichtet zur Bindung nach innen. Obwohl die Eltern ihren Berufen nachgehen, d.h. nach außen gehen, gehören sie doch selbst in den „Uterus“. Sie haben keine Freunde oder Hobbys, ihre Außenkontakte sind auf die Eltern der Frau und ihre Schwester beschränkt. So finden wir im „Familienbett“ nicht wirklich 2 Generationen vor, sondern eine Geschwisterschar, in der die älteren fürsorglich für die jüngeren da sind. Die Zentrierung auf das Bett verhindert die entwicklungsfördernden Erfahrungen von Nähe und Distanz, von Alleinsein und sich wieder dazugesellen. Das Wahrnehmen einer eigenen Position geschieht nicht, ihre Durchsetzung gar kann nie geübt werden. Die Stärke des Systems liegt in der Geborgenheit und Sicherheit, die es den Familienmitgliedern gewährt, aber der Preis ist gefährlich hoch. Die Individuation des Einzelnen ist blockiert, die Autonomieentwicklung, die ohne klare Grenzen nach außen und innen nicht auskommt, ist unterbunden.

So hat z.B. bisher keines der 3 Schulkinder an einer Klassenfahrt teilgenommen. Das heißt, vonseiten der Eltern kommt auf die Kinder kein Anreiz, keine Ermutigung oder Erwartung

zu, sich psychisch zu differenzieren, eine eigene Identität zu entwickeln. Man kann schon von einem Tabu ausgehen, das auf der Ausbildung von Unabhängigkeit liegt, wenn man sieht, wie konsequent alle Kinder der „Verführung“ zu mehr Selbstständigkeit durch andere Erziehungspersonen Widerstand entgegensetzen.

Es scheint, als sei schon allein das Wahrnehmen des Grundbedürfnisses nach Selbstständigkeit und Freisein mit großer Angst gekoppelt. Fünf Kinder wagen es nicht, Neugier auf die Welt zu entwickeln, sich von den Eltern abzugrenzen und kleine Risiken einzugehen. Ihre Hauptlebenserfahrung heißt: Nur wer mit mir das Bett teilt, d.h., nur wer mit mir Körpererfahrung teilt, gehört zu mir. Und nur wer in diesem Sinne zu mir gehört, mit dem spreche ich.

Schule und Kindergarten, das sind die Fremden, und mit Fremden rede ich nicht. Die beiden Mädchen haben für sich einen Kompromiss für das Leben „in der Fremde“ gefunden, indem sie sich auf dem Schoß der Erzieherinnen die familiäre Vertrautheit holen, im Schweigen aber die Grenze nach außen sichern.

Mit den Mitarbeiterinnen überlege ich Möglichkeiten, wie einerseits das Bedürfnis nach Sicherheit bei den Kindern befriedigt werden kann (Schoß), wie aber andererseits Anreize zum Wachsen und zu dem Erleben: Das kann ich schon!, geschaffen werden können. Eine Erzieherin schlägt vor, die Kinder stärker zur Mitarbeit oder zum „Überraschungen vorbereiten“ zu motivieren und ihnen dafür Anerkennung zu geben. Denn bisher haben sie mehr oder weniger die Kinder sich selbst überlassen bzw. haben gereizt den stummen Appellen Folge geleistet. Die Mitarbeiterinnen sind uneinig darüber, ob sie den stummen Appellen überhaupt Aufmerksamkeit schenken sollten oder durch Ignorieren die Kinder dazu bringen könnten, ihren Wunsch auszusprechen.

Nach langer Diskussion gibt es eine Verabredung: Da wir davon ausgehen, dass das Verhalten der Kinder seinen guten Grund haben wird (auch wenn wir den Hintergrund nicht kennen), wollen die Erzieherinnen versuchen, dies zuallererst einmal zu akzeptieren

und über Anreize zur Mithilfe und den humorvoll-spielerischen Umgang mit der Stummheit der Kinder aus den eigenen Inkompetenz- und Ohnmachtsgefühlen herauszufinden.

Aber einig sind wir uns darin, dass es ohne die Stimmen der Eltern kein wirkliches Verstehen und somit auch keine wirkliche Veränderung geben kann. Ich bitte die Leiterin, Frau R. meine Telefonnummer zu geben, damit sie mit mir einen Termin verabreden kann. Dabei wird mir erst bewusst, dass Frau R. einen jüdischen Namen hat, und Frau H. weiß, dass der Ehemann den Namen der Frau angenommen hat.

Durch diese Beobachtung fällt für mich ein neues Licht auf die Familiensituation. Ich bin gespannt, ob Frau R. mich überhaupt anrufen wird.

Nach 10 Tagen ruft sie an. Sie wollte mir die Kinder vorbeibringen, dann könnte ich ja selber sehen, dass sie anders wären als andere, und versuchen, sie zum Reden zu bringen. Es dauert sehr lange, bis ich sie überzeugen kann, dass ich nur mit ihr (die Anwesenheit ihres Mannes lehnt sie kategorisch ab) reden möchte. „Aber ich komme nur ein einziges Mal!“ – Als sie kommt, ist ihre 11-jährige Tochter dabei, die sich geweigert hatte, ohne die Mutter zu Hause zu bleiben. Ich biete der Tochter das Spielzimmer an, wo sie fast bis zum Schluss allein spielt.

Frau R. ist sehr angespannt. Mit Schulpsychologen und Jugendamt hat sie immer wieder zu tun! „Die ham mir janischt zu sagen“, berlinert sie. Als ich ihr meine Anerkennung für ihre tägliche Leistung (5 Kinder und halbtags im Laden der Mutter berufstätig) sage und frage, wer sie dabei unterstützt, lacht sie und sagt:

R.: Was is'n da zu bewundern! Kinder sind doch wat Wunderbares. Ich könnte immerzu welche kriegen, je mehr, desto besser. Is doch was Schönes, wenn man merkt, dass man Leben in die Welt setzen kann. Is woll sohne Art Bestimmung.

K.: Bestimmung? Wie kommen Sie denn auf das Wort? Das ist ziemlich aus der Mode gekommen, dass jemand von Bestimmung spricht.

R.: Tja, ick weess och nich. Is mir gerade so eingefallen. Aber wenn mein Körper dauernd schwanger wird, muss das doch so'ne Art Bestimmung sein.

K.: Bestimmung heißt doch, das hab ich mir nicht selber ausgesucht. Das klingt eher nach Schicksal. Und bei Schicksal fällt mir natürlich ein, dass sie einen jüdischen Namen haben. Welches Schicksal haben ihre Eltern oder Großeltern gehabt?

R.: Sie meinen wegen die Nazis? Also mein Vater ist Halbjude, meine Mutter Deutsche. Meinen Vater ham die deutschen Verwandten als Kind immer so rumjereicht und versteckt. Der lebt heute noch. Aber meine Großmutter, was Vaters Mutter ist, die hamse umgebracht und deren Geschwister und ihre Eltern och, also meene Urgroßeltern. Meene Großmutter kenn ick von Fotos. Ick seh jenauso wie sie. Meene Schwester ist ihr aber och ähnlich, die hat och fünf Kinder, wie icke.

K.: Da hat ihr Vater ja alle seine Verwandten verloren.

R.: Ja, aber er redet nie darüber. Und wir ham och jar nicht danach gefragt. Irgenwie ham wir uns das nich gewagt. Is ja nun och lange vorbei. Aber ick hab darum och meinen Namen behalten. Und nun hat er 10 Enkel. Na, vielleicht is det ja meene Bestimmung dass ick det Loch wieder auffüllen soll. Is eigentlich keen schlechter Jedanke.

K.: Ja, kann doch sein?

R.: Mensch, da fällt mir een Traum von janz früher ein. Ich hatte den Ältesten geboren, der war een Jahr alt, da gings mir mit meinem Mann schlecht. Meene Mutter hatte mich zur Ehe überredet, weil der doch ein „solider Kerl“ war. Aber es war nich so besonders und ich wollte mich scheiden lassen. Und als ich das meinem Mann janz ernsthaft sagen wollte, da erschien mir meine ermordete Großmutter im Traum und hat janz stumm dajestanden, immer mit dem Kopp jeschüttelt und mir janz lange mit dem Finger jedroht. Da wusste ick, dass ick mich nich scheiden lassen durfte. Na sehn'se, denn is das doch alles Bestimmung.

So weit der Gesprächsausschnitt.

Wenn wir noch einmal zu den Kindern schauen, so müssen wir der Frage nachgehen: Warum reden die Kinder nicht?

Wir hatten festgestellt, dass das Familienbett die Funktion erfüllt, alle Mitglieder aneinander zu binden und nach außen abzuschirmen. Nach dem

Motto: „Wir sind Fleisch von einem Fleisch – und bleiben ein Ganzes“, werden Differenzierung, Abgrenzung und Trennungserfahrungen nach innen vermieden. Auf dem Hintergrund der Vernichtungsgeschichte ist das Phänomen „Familienbett“ gut zu verstehen: Wir gehören zusammen, keiner darf verloren gehen. Draußen ist der Feind. Dem geben wir uns nicht zu erkennen und schweigen. In unserem selbst gewählten Ghetto vergewissern wir uns über körperliche Nähe am intensivsten der Zusammengehörigkeit. (Auch wenn die Zentrierung auf die Körpererfahrung zur Verkümmern der Sozialerfahrung führt.)

Das nur auf die Wohnung ausgerichtete Leben könnte unbewusst eine Antwort sein auf das Leben des Vaters der jungen Frau, der in seiner Kindheit ständig auf der Flucht war und von einer Verwandtschaft zur anderen erreicht wurde. Nach dem Gesagten wären die Kinder unbewusst mit der Angst der Ermordeten vor dem Außenfeind identifiziert.

Eine andere Ebene kommt hinzu, wenn wir das Wort der Mutter noch einmal hören:

„Vielleicht is det ja meene Bestimmung, dass ick det Loch wieder auffüllen soll. Jar keen schlechter Jedanke.“

Was bedeutet das für die Kinder, wenn sie die Vernichteten *ersetzen* sollen? Also nicht nur mit deren Angst, sondern mit ihnen selbst identifiziert sein sollen? Dann dürften sie wirklich nur die „Lücke“ füllen, ohne selbst ins Leben zu gehen.

Welch einen seltsamen Weg zwischen Tod und Leben müssen sie finden?

Die ermordeten Verwandten werden ja in der Familie nicht als Individuen erinnert, man erzählt keine Geschichten von ihnen, sondern schweigt sie als die Persönlichkeiten, die sie gewesen sind, tot. Und so werden die Toten zu Fremdkörpern in der Seele der Kinder, die sie nach unten (Gruft) ziehen. Sie werden eine Art stummer Besatzungsmacht, die den Kindern die Eigenwerdung verbieten.

Das Dilemma der Kinder sehe ich darin, dass sie in dem Moment, wo sie erwachsen würden, wo sie sich natürlicherweise vom Familienverband

trennen würden und die Verstorbenen nicht mehr mit ihrem Schweigen repräsentieren würden, die Toten verraten und gewissermaßen ein zweites Mal vernichten würden.

Also, wenn sie sich vom Familienauftrag lösen, werden die schuldlos Vernichteten keine verkörperte Erinnerung mehr bekommen. Wenn sie sich aber *nicht* lösen, müssen sie ihre Lebendigkeit mit dem mutistischen Symptom stoppen. Devitalisierung als Tribut an die Toten?

Wo aber gibt es einen Ausweg?

Die Mutter hat ihn schon eingeschlagen, ohne es zu wissen:

R.: Sie haben ja bestimmt gehört, dass ich die Scheidung eingereicht habe. Keener kann det verstehn. Ick ja selber nich. Meine Mutter hat mich aus dem Laden geschmissen. Sie wohnt mit ihrer Schwester über uns im Haus, und nun reden sie keen Wort mehr mit mir. Und meene Schwester, die nebenan im Haus wohnt mit ihrem Mann und die fünf Kinder, will och nischt mehr mit mir zu tun haben. Nun müsste ick eigentlich totunglücklich sein, aber ick bin es nich! Ick bin vollkommen ruhig, fast fröhlich. Zum ersten Mal im Leben habe ick ein Kribbeln im Bauch, schon wenn ick an meinen Freund denke. Das gabs bei meinem Mann nich, das war alles so vernünftig und richtig, aber keen Kribbeln. Ick kann meinem Mann och gar nischt vorwerfen, keene Weiber, keen Saufen. Wie gesagt, so richtig versteh ick mir och nich, aber ick muss jetzt weg von ihm.

K.: Wieder so etwas wie „Bestimmung“?

R.: (lacht) Na, det kann ja heiter werden, eene Bestimmung nach der anderen, da wees man ja nie, was noch kommt.

K.: Vielleicht ist es diesmal nicht eine Bestimmung aus der Familiengeschichte, also von früher und von außen, vielleicht meldet sich da diesmal die Lust zur Selbstbestimmung.

R.: Da is wat dran. Wie könnte ick sonst aushalten, dass alle mit mir brechen. Und was noch komisch ist: Seit mein Mann weg ist, wache ick nachts nich mehr mit Herzrasen und Angstzustände auf. Das hab ick seit der Kindheit. Da wollte ick immer in Mamas Bett, aber die hat das nich erlaubt. Die hat immer gesagt, ick soll mir nich so

haben. Jedenfalls das is jetzt vorbei. Ick schlafe einfach durch und natürlich sind meene Kinder alle bei mir im Bett.

Den Weg aus der Versteinerung zeigt Frau R. selbst auf, halb unbewusst, aber zielsicher. Das „Kribbeln im Bauch“ ist Zeichen dafür, dass sie beginnt, sich als Frau, als sexuelles Wesen mit *eigenen Bedürfnissen* wahrzunehmen. Aber das Wahrnehmen eigener Bedürfnisse hat einen hohen Preis: den Bruch mit ihren Verwandten und das Ende der Berufstätigkeit im Laden der Mutter. Ungeachtet dessen geht sie ihren Weg. Und sie weiß, dass ihr neuer Freund auf keinen Fall Kinder will, weil er bereits zwei aus erster Ehe hat.

Die ausschließliche Identifikation mit dem Muttersein, mit dem *Leben-in-die-Welt-Setzen*, scheint sich aufzulösen und damit auch der Gehorsam dem Familienauftrag gegenüber. Diesen Auftrag hat Frau R. wie eine Schutzfarbe über ihrer eigenen Identität getragen. Nun verblasst die Schutzfarbe und die Selbstwerdung beginnt, aber sie geht einher mit dem Verlust der Zugehörigkeit zu ihren Verwandten. Im Aufbruch der Mutter sehe ich zugleich die Chance für die Kinder. Auf meine Frage, ob sie sich eines Tages ein Leben ohne Familienbett vorstellen könnte, sagt sie: „Falls mein Freund irgendwann mal bei mir wohnt, muss das Bett weg. Det hat er schon jesagt. Ick ahne, dass das och für die Kinder nich nur schlecht wäre. Aber vorläufig will ick da noch nich so recht ran.“

Das Bett aufzulösen ist offenbar ein zu großer Schritt am Anfang der Selbstfindung. Frau R. hat einen untrüglichen Instinkt fürs Leben. Sie bricht aus der Familiengruft aus, geht ohne Angst auf einen ungesicherten Weg – und gibt vielleicht damit den Toten das Recht auf ihr Totsein und ihren Frieden.

Der zweite Supervisionstermin, einen Monat später

Die Mitarbeiterinnen waren weniger angespannt als beim ersten Mal. Sie hatten sich ihren Handlungsspielraum zurückgeholt, setzten sich selbst nicht mehr so unter Druck und berichteten von Teilerfolgen, davon, dass die Mädchen gern Sonderaufträge übernahmen und auch stolz darauf waren.

Der Kleinen rutschte auch manchmal ein Wort heraus.

Unterschwellig aber spürte ich eine ziemliche Aggression gegenüber der Mutter der Mädchen. Die Erzieherinnen waren voller Unverständnis darüber, dass die Frau ihren Mann („ein wirklich netter Kerl!“) verlassen hat. Dieser kam gelegentlich weinend in den Kindergarten, um die Töchter zu sehen. Aber auch die wütend anklagenden Auftritte der Großmutter verfehlten nicht ihre Wirkung. Die Mitarbeiterinnen waren in der paradoxen Situation, die Kinder einerseits liebevoll und akzeptierend zu fördern, andererseits aber deren geliebte Mutter zu verachten. Da ich keine Inhalte der Beratung preisgeben konnte, um Verständnis zu wecken, hab ich nach eigenen Erfahrungen gefragt, in denen sie erlebt haben, von anderen falsch oder einseitig beurteilt worden zu sein, oder ob sie das kennen, dass sie gegen gut meinenden Rat eine eigene Entscheidung getroffen haben. Es kam ein sehr offenes Gespräch in Gang, das eine Mitarbeiterin mit einem eigenen Beispiel abschloss: „Ich hab vor Jahren einen guten Rat ausgeschlagen und hab schwer dafür gezahlt, aber ich konnte damals wirklich nicht anders.“ Danach war die Atmosphäre im Hinblick auf die Mutter merklich entspannt. Zum Schluss war die Dominanz der Großmutter noch ein Thema.

Wir vereinbarten keinen neuen Termin. Das Team wollte sich bei Bedarf melden.

Der weitere Verlauf

Vier Monate später gab es ein Telefonat mit der Leiterin. Sie berichtete folgendes:

Zwei Monate nach dem Beratungsgespräch hat Frau R. sich eine große Wohnung genommen (außer Reichweite ihrer Primärfamilie). Das Familienbett ist aufgelöst, 2 Kinder teilen sich ein Zimmer, außerdem gibt es ein großes Wohnzimmer. Der Freund ist nicht in diese Wohnung gezogen.

Im Kindergarten ist es einer neuen Praktikantin gelungen, die jüngere der Schwestern zum Reden zu bringen. Sie redet jetzt mit allen. Unterstützend dabei hat gewirkt, dass die ältere in eine andere Gruppe umgesetzt wurde, so-

dass der gemeinsame Rückzug der Schwestern nicht mehr möglich war. Die Ältere redet nach wie vor nicht, spielt aber mit den anderen und wird immer einbezogen.

Am Schluss höre ich die verblüffende Nachricht: Frau R. ist wieder

schwanger, und zwar von ihrem Freund.

Welche Bedeutung hat nun diese Schwangerschaft? Ist es wieder ein Kind des Familienauftrags? Oder ist es das erste eigene Kind dieser jungen Frau?

gation“ motiviert sein? Schließlich ist nicht nur der Rückzug auf das Bett erklärungsbedürftig, vielmehr ist die überraschende Bereitschaft, die mit „Familienbett“ beschriebene Lebenskonstruktion aufzugeben. Die erneute Schwangerschaft stellt gleichermaßen ein Deutungsproblem.

Rekonstruieren wir also die vorliegende Familienkonstellation. Hier fällt eine Reihe von Merkmalen auf:

- die Lebensführung in der Nähe der eigenen Herkunftsfamilie der Mutter;
- die Namenskontinuität mit dem Namen des Vaters von Frau R., des Großvaters der Kinder. Zumindest in dem Sozialmilieu, mit dem wir es hier offenkundig zu tun haben – nicht akademisch gebildete Personen in einer ökonomisch eingeschränkten Lebenssituation –, ist es ungewöhnlich, wenn eine Frau bei ihrer Eheschließung nicht den Namen ihres Mannes übernimmt;
- dies ist es erst recht dann, wenn in dieser Ehe 5 Kinder geboren werden, jedenfalls eine Familiengründung normativ vertreten wird.
- Schließlich überraschen die Auflösung des regressiven Arrangements sowie die neue Partnerschaft der Mutter, verbunden mit einer neuen Schwangerschaft.

Ein Schlüssel zum Verständnis dieser fallspezifischen Merkmale liefert der ungebrochene „Familiengründungsoptimismus“, der gegen die drückende Last der Lebensumstände – es handelt sich um eine Familie am unteren Ende der sozialen Schichthierarchie – wirksam wird. Dieser Optimismus, der stets als ein leibhaftig gewordener Optimismus des Elternpaares zu verstehen ist, scheint zunächst milieukonform: Man versichert sich in Gestalt der hohen Kinderzahl und gegen die Evidenz zu meist bedrückender materieller Lebensbedingungen der Zuversicht und des Zusammenhalts. Allerdings, und hier weicht die Familie von der Typik derartiger großfamiliärer Solidaritätsformen ab, gelingt es den Eltern nicht, die Zuversicht als eine tragende Grundlage der neu gegründeten Familie wirksam werden zu lassen. Sie wird kommunikativ nicht vollzogen. Die Kontinuität im Namen liefert dazu vielleicht einen Schlüssel. Im Sozial-

Kommentar

Tilman Allert

Die Autorin hat die Stichworte der Deutung genannt und die Sinnschichten offen gelegt, in denen sich der hier dargestellte Fall bewegt: Nicht Autonomie, sondern Autarkie scheint das Prinzip der Lebensführung. Die Familie R. lebt in einem Kosmos, in dem die kommunikative Präsenz vergangener Beziehungen zu geliebten Personen, in diesem Fall der eigenen Eltern, die Autonomie der Kleinfamilie und die dazugehörige Selbstbestimmtheit des Elternpaares folgenreich zu unterlaufen scheint. Der leibnahe Rückzug auf das Bett wird das „kleinste gemeinschaftliche Vielfache“, auf das die Familienmitglieder sich ohne Not beziehen können. Dessen hoher Preis ist von den Kindern als den schwächsten Gliedern des Gefüges zu zahlen; sein äußerer Ausdruck ist die umfassende Geheimtheit in sprachlicher und sozialer Hinsicht geworden.

Dies der allgemeine Eindruck, den die Familie – aufgrund der hier zugrunde gelegten und aus der Perspektive einer sozialwissenschaftlichen Rekonstruktion eingeschränkten Datenbasis – hinterlässt. In sozialwissenschaftlicher Hinsicht, die gegenüber dem professionellen Handeln in Beratung und Supervision den Vorzug der Handlungsentlastung hat, ist genauer zu bestimmen, *wie* das Generationenverhältnis verschoben ist, *wessen* Vergangenheit inszeniert wird und *wer* welche dynamische Funktion dabei übernimmt. Fragen dieser Art, die, wie erwähnt, Fragen aus wissenschaftlicher Perspektive sind, zu beantworten setzt zum einen eine methodisch sorgfältige Rekonstruktion der Fami-

lienkonstellation voraus und verlangt die analytische Durchdringung der Metaphorik.

Ich fange mit Letzterem an. Metaphern überzeugen stets nur auf den ersten Blick. Die familientherapeutische wie supervisorische Technik, die dem vorliegenden Fallbericht zugrunde liegt, hat ein „Anrecht“ auf Metaphorik, schließlich liefert sie für das Gespräch mit dem Klienten einen Weg, die Determiniertheit, Vorgeschichte wie Funktion eines Symptoms anschaulich zu machen. Metaphorik ist hingegen eher Vorstufe zum Verstehen, reichhaltig zwar, aber doch nur bildhaft vergleichend. Zwar lösen die Bilder vom „Uterus“, von der „Gruft“ und vom „Ghetto“ anschauliche Assoziationen aus, sie bleiben hingegen in ihrer Genese wie ihrer jeweiligen Funktionsbedeutung für die Einzelperson unterbestimmt. Dass die Verstorbenen der Familie eine Präsenz führten, wenn ihr Verlust nicht angemessen betrauert worden sei, dass demnach das Schweigen der 5 Kinder eine affektive Nähe zum Lebensschicksal der verfolgten Urgroßmutter zum Ausdruck bringe, ist *eine* Lesart. Sie ist jedoch voraussetzungsvoll und nicht die einzig mögliche. Darüber hinaus bleibt offen, wie im aktuellen Kommunikationsgeschehen der Familie diese Nähe erzeugt wird. Es kommt hinzu, dass aus den Daten nicht hervorgeht, dass das Schicksal der Urgroßmutter verschwiegen worden sei.

Ob die Präferenz für das Bett als Aufenthaltsort auf eine gedachte Kontinuität zur Leidensgeschichte der Urgroßmutter schließen lässt, ist also durchaus nicht so plausibel, wie es die von der Autorin herangezogene Metaphorik suggeriert. Wie soll die „Dele-